

Rolf Peter Sloet



Das Gold Der Maya

Thriller KernVerlag
Teil 3 der Zeitmaschinen-Trilogie

Rolf Peter Sloet
Das Gold der Maya

Teil 3 der Zeitmaschinen-Trilogie

Vom Autor im KernVerlag erschienen:

DIE ZEITMASCHINEN-TRILOGIE

Teil 1: Kaliber .501 T-Rex (2008)

Teil 2: Projekt Waikiki Beach (2013)

Teil 3: Das Gold der Maya (2014)

Die Kapitel in dieser Leseprobe sind in
loser Reihenfolge angeführt.

Die Texte sind noch unlektoriert,
da das Buch noch in Arbeit ist.

Alle Personen und Vorgänge sind erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind unbeabsichtigt. Die Informationen über die amerikanischen Streitkräfte wurden frei zugänglichen Internetseiten entnommen, das gilt insbesondere für das erwähnte Flugzeug im Dienste der CIA. Die Beschreibungen der Saurier, ihres Verhaltens und ihres Aussehens basieren auf wissenschaftlichen Grundlagen, sind aber spekulativ. Das gleiche gilt für Verhaltensweisen und Lebensumstände des Homo sapiens sapiens und des Homo neanderthalensis.

Rolf Peter Sloet

Das Gold der Maya

Thriller

KernVerlag Regensburg
2014

Das Gold der Maya
1. Auflage
Originalausgabe 2014
Copyright © 2014 by KernVerlag, Regensburg
Autor: Rolf Peter Sloet

Druck und Bindung: Druckhaus Humburg
Satz und Gestaltung: Peter Kern, Regensburg

ISBN 978-3-934983-46-5

www.kernverlag.de

Chak mo'ol

(1519)

Es hatte aufgehört zu regnen und der Dschungel dampfte. Ryan blieb noch etwas unter der aufgespannten Plane liegen und schaute auf das ruhige, träge Meer hinaus. Es war der zehnte Tag seiner Wanderung und er dachte an die junge Frau, mit der er vor einer Woche die Nacht verbracht hatte. Warum hatte sie ihn mit auf ihr Lager genommen? Was mochte sich ihre Mutter dabei gedacht haben, als er und das Mädchen sich in der Dunkelheit geliebt hatten? Hatte die Ältere wirklich geschlafen? Oder hatte sie nur so getan? Plötzlich sehnte er sich nach dem Mädchen, nach ihrem weichen Körper, ihrer samtenen Haut und ihrem Geruch nach Feuer, Erde und Frau.

„Wenn Grace das erfährt, schneidet sie mir ein Paar wichtige Teile ab“, war sein nächster Gedanke. Aber er schüttelte den Kopf. Seine Frau Grace war weit entfernt. Fast fünfhundert Jahre.

„Und ich weiß noch nicht einmal, wie das Mädchen hieß“, sinnierte er weiter.

Ryan Hitchman war ein großer, drahtiger Mann, mit breiten Schultern und muskulösen Armen, dem man seine fast sechzig Jahre nicht ansah. Er trug seine dunklen, grau melierten Haare militärisch kurz geschnitten. Seinen geliebten Pferdeschwanz hatte er opfern müssen, als ihn der amerikanische Präsident Guillera als General der Reserve reaktiviert und ihn zur Mitarbeit bei seinem Vorhaben gezwungen hatte, die Geschichte der Eroberung Mexikos durch die Spanier zu verhindern.

Das ganze Vorhaben war schiefgegangen und Ryan war der einzige Überlebende. Jetzt befand er sich auf dem Weg zu einem Treffpunkt, an dem ihn seine Freunde mit einer privaten Zeitmaschine abholen wollten, die Ryan im Geheimen hatte bauen lassen. Er wusste, er musste sich beeilen, denn er lag hinter seinem Zeitplan zurück, da der Marsch entlang der Küste sich als viel

mühsamer erwies, als er es sich vorgestellt hatte.

Die Sonne war gerade über den Horizont gekrochen und überzog das Wasser mit der Farbe reifer Orangen. Möwen und Fregattvögel segelten ohne Flügelschlag mit dem leichten Wind dahin. Die Wolken verzogen sich nach Osten und es versprach ein schöner, aber heißer Tag zu werden.

„Hoch, alter Junge“, murmelte Ryan und verscheuchte seine Gedanken, die immer noch um das Mädchen kreisten. Er erhob sich, zog das Moskitonetz von seinem Kopf, faltete die dünne Decke aus strapazierfähigem Polyester zusammen und verstaute beide Sachen im Rucksack. Danach streckte er sich und pinkelte erst einmal ausgiebig gegen eine dieser großen Fächerpalmen. Anschließend lief er zu der kleinen Vertiefung im Boden hinüber, in der er am vorherigen Abend ein Feuer entzündet und Leguanenteile gebraten hatte. Bevor er sich unter seinen Unterschlupf verzog, hatte er die heiße, mit Glutnestern durchsetzte Asche mit mehreren Lagen von grünen Palmwedeln abgedeckt. So war sie vor dem Regen der Nacht geschützt gewesen. Er räumte die Pflanzenteile zur Seite und stocherte in der Asche herum, in der er noch ein paar glühende Kohlestückchen fand.

Die Palmwedel, auf denen er gelegen hatte, waren trocken und er zog sie zur Feuerstelle hinüber. Zwei Minuten später fraßen sich die Flammen knisternd durch das trockene Material und er legte einen flachen, dünnen Stein auf die Glut, die ihn schnell erhitzen würde. Er nahm die letzten beiden Maiskolben, die er von einem Feld gestohlen hatte, bröckelte die Körner ab und zerrieb sie zwischen zwei Steinen. Er fügte etwas Salzwasser hinzu, das er mit einem zusammengerollten Blatt aus dem Meer schöpfte, und knetete den Brei durch. Der Stein war mittlerweile heiß geworden und der Mann in der beigen Tarnuniform strich den ersten Teil des groben Maisbreis auf den heißen Stein. Darauf legte er die Reste des Leguanfleisches.

Während er das einfache Mahl aß, ließ er den zweiten Maisfladen gar werden. Danach wickelte er ihn in ein großes Blatt und

steckte ihn in eine Außentasche seines Rucksacks. Das musste als Verpflegung bis zum späten Nachmittag reichen. Dann würde Ryan weitersehen.

Bevor er seine Wanderung wieder aufnahm, zog er sich aus und sprang ins Meer. Er kraulte ein paar Minuten so schnell er konnte und tauchte ein paar Mal bis auf den Sandgrund hinab. Danach zog er sich wieder an und eine Viertelstunde später machte er sich auf den Weg, folgte der Küstenlinie nordwärts.

„Die Wanderung habe ich mir viel einfacher vorgestellt“, dachte er.

Wer an Mexiko denkt, stellte sich blendend weiße, endlose Sandstrände vor, Kokospalmen, die sich im Wind wiegen und dem müden Wanderer Schatten spendeten. Doch die Wirklichkeit in diesem Teil des Landes sah anders aus. Die Küste Yucatáns bestand Anno Domini 1519 zu weiten Teilen aus schwer zugänglichen Mangrovenwäldern und aus fast undurchdringlichem Dschungel, der sich, auf porösem Kalkstein wachsend, bis direkt an das Meer erstreckte. Sandige Abschnitte waren nur wenige vorhanden und Traumstrände hatte Ryan auf seiner Wanderung bisher noch nicht gefunden.

Ryan balancierte seit einer guten Stunde auf großen Steinen am Ufer entlang und versuchte, nicht ins Meerwasser zu treten. So gut die Tropen-Boots der U.S. Marines auch sein mochten, Salzwasser, Feuchtigkeit und scharfkantiger Kalkstein waren der Tod aller Schuhe. Er blieb regelmäßig stehen und lauschte nach den Geräuschen des Waldes: dem Zwitschern der Vögel, dem Rascheln der Blätter und dem Brechen von morschem Holz. Wer diese Laute auch immer verursachte, das vermochte der Mann nur selten zu ergründen. Draußen auf dem Meer vernahm er das Kreischen von Möwen. Sein Blick suchte die Vögel, die über einer Stelle kreisten. Dort schwamm ein Kanu und zwei Männer standen in ihm und schauten zu ihm hinüber. Ryan winkte, aber die Reaktion der Männer bestand daraus, so schnell wie möglich nach Norden zu paddeln. Nach wenigen Minuten waren sie hinter

einer großen Felsformation verschwunden.

Als Ryan diese umrundet hatte, lag zu seiner Erleichterung vor ihm ein langer, sandiger Küstenabschnitt mit vereinzelt felsigen Bereichen, die leicht zu umgehen waren. Von dem Kanu oder von Menschen war nichts zu sehen. Ryan betrat den Strand, auf dem sich gut laufen ließ. Er atmete tief durch. Heute konnte er eine größere Strecke zurücklegen als in den letzten Tagen. Er war spät dran und sein Weg war noch weit.

Plötzlich stand der Krieger vor ihm, völlig unbeweglich, weniger als fünfzig Meter entfernt. Er war deutlich kleiner als Ryan und wirkte mit seiner dunkelbraunen Haut, der rasierten Stirn und dem langen, schwarzen Pferdeschwanz wie eine Statue. Ryan war auch stehen geblieben und betrachtete sein Gegenüber. Dessen Gesicht war mit ocker und roter Farbe bemalt. Er trug einen schlichten Lendenschurz, Ohringe mit Federschmuck, eine Kette aus langen, spitzen Zähnen um seinen Hals und hielt in seiner rechten eine Kriegskeule. Die Zähne an der Kette, das mussten Jaguarzähne sein, vermutete Ryan. Und ein Krieger, der mit einer Keule Jaguare zu töten vermochte, der war ein gefährlicher Gegner. Ryan hob sein T-Shirt an und zog seine Browning .45 aus dem Holster, das hinten an seinem Gürtel befestigt war und entsicherte sie. Noch immer stand der Krieger unbeweglich dort vor ihm in der Morgensonne und starrte ihn an. Ryan hob seine Linke, winkte und legte sie dann auf seine Brust. Er wollte einen Kampf vermeiden, nicht wieder einen Menschen töten müssen.

Die Antwort des Kriegers war unmissverständlich. Er stieß einen schrillen Schrei aus und rannte los, seine Keule über den Kopf schwingend. Brüllend kam er schnell näher, während Ryan die Pistole hob und ruhig, wie auf dem Schießstand, zielte. Als der Angreifer bis auf fünfzehn Meter herangekommen war und Ryan bereits seinen keuchenden Atem hören konnte, drückte er ab. Das Geschoss traf den Krieger mitten in die Brust. Er stolperte und fiel nach vorne. Der weiche Untergrund bremste seine Bewegung und er blieb, nur wenige Meter von Ryan entfernt, im Sand liegen. Ein Zittern durchlief seinen Körper, ein Bein bewegte sich

noch einmal, Zehen gruben sich in den Sand und dann erstarb jedes Leben in ihm.

Ryan hielt die Pistole schussbereit, während er sich umschaute. Der Krieger schien alleine gewesen zu sein. Vorsichtig näherte er sich dem Toten, stieß ihn an und drehte ihn dann auf den Rücken. Die Augen, voller Sand, starrten Ryan an, aus der Nase lief ein dünner Blutfaden und der Mund war geöffnet zu einem stummen Schrei.

Plötzlich tat Ryan der Tote leid. Er war noch so jung gewesen, sicherlich gerade mal zwanzig.

„Warum wolltest du mit mir kämpfen, Junge?“, seufzte er. „Warum warst du so dumm?“

Ryan sprach ein leises Gebet, wollte den Toten wieder auf den Bauch drehen. Dann überlegte er, knotete das Lederband mit den Jaguarzähnen auf und band es sich um seinen Hals. „Jetzt werden sie wohl mehr Respekt vor mir haben“, vermutete er. Dann sicherte er seine Waffe, ersetzte die fehlende Patrone im Magazin und steckte sie zurück in das Holster.

Ein Knacken im Wald ließ ihn aufhorchen. Er drehte sich um und griff erneut nach der Waffe. Vielleicht lauerten dort noch mehr Krieger, die sich ihre Sporen verdienen wollten? Aber es blieb still. Wahrscheinlich war es nur ein Wildschwein, ein Affe oder einer der kleinen Hirsche gewesen, die hier lebten.

Die fünf Männer des Stamms, die im dichten Gestrüpp lagen und den Sieg ihres Kriegers über den Paqatl, den Schatten, miterleben wollten, waren entsetzt. Nur ein Gott konnte Rauch und Feuer aus seiner Hand kommen lassen. Langsam und lautlos schoben sie sich rückwärts. Plötzlich zerbrach einer von ihnen mit seinem Knie ein trockenes Stück Holz und verursachte ein Geräusch. Der Paqatl drehte sich zu ihnen um, starrte in den Wald hinein. Hatte er sie bemerkt? Würde er sie jetzt auch töten? Unbeweglich blieben sie liegen, pressten ihre Gesichter in das modrige Laub. Erst nach langer Zeit wagten sie wieder aufzuschauen. Chak mo'ol, der tote Krieger, der den Namen der großen Katze trug, lag immer noch dort am Strand. Aber der Paqatl war verschwunden. Sie sprangen

auf und liefen ins Dorf zurück.

Noch jemand hatte den Ausgang des Kampfs miterlebt. Als die fünf Männer verschwunden waren, trat nach ein paar Minuten jemand aus einem dichten Gebüsch. Zwei dunkle Augen suchten Ryans Spuren im Sand, dann folgte ihnen zielstrebig eine kleine, zierliche Frau. Der, dem sie folgte, war bereits hinter der Felsengruppe verschwunden, die den Strand im Norden begrenzte.

Es wurde immer wärmer. Ryan zog seine Jacke aus und schnallte sie über den Rucksack. Bald, während der größten Hitze des Tages, würde er irgendwo im Schatten von Bäumen eine Pause machen. Er trank das letzte Wasser aus der Feldflasche. Die zweite Flasche war noch gefüllt, aber spätestens am Nachmittag musste er frisches Wasser finden.

Das Trinkwasser erschien Ryan als das größte Problem. Er musste täglich mindestens drei Liter trinken, um den Flüssigkeitsverlust auszugleichen. Es gab hier keine Bäche und Flüsse, denn der Regen versickert schnell im Kalkgestein. Nur selten fand er eine Pfütze, die nicht von Kaulquappen, Käfern oder Mückenlarven bewohnt war. In den Astgabeln von niedrigen Bäumen konnte er direkt nach einem Regen frisches Wasser finden, aber es war schwierig, dies herauszuschöpfen. Und die Eingänge zu den Cenotes, den wassergefüllten Kalksteinhöhlen, zu finden, war gar nicht so einfach. Am besten fand man sie abends, wenn bei Beginn der Dämmerung plötzlich viele Fledermäuse zwischen den Bäumen aufstiegen. Die schliefen gerne in den kühlen, dunklen Kalksteinhöhlen und zogen dort auch ihre Jungen auf.

Kurz vor Beginn der Dämmerung erlegte Ryan mit Steinwürfen zwei große Leguanmännchen, die die letzten Sonnenstrahlen auf großen Felsbrocken genossen. Dann sah er ganz in der Nähe die ersten Fledermäuse aus dem Dschungel aufsteigen. Eine Cenote musste also ganz in der Nähe liegen. Tatsächlich fand er sie schnell und sie war gut zugänglich. Er badete in dem glasklaren, warmen Wasser und trank sich satt. Später wusch er einen Teil seiner Wäsche und hängte sie auf. Danach briet er die beiden Echsen.

Die hingen im langsam zum Halse raus. Aber er musste essen, um bei Kräften zu bleiben.

Eine Grotte bildete den Eingang zur Cenote und so brauchte Ryan nicht die Plane als Regenschutz aufzuspannen. Weiche Pflanzenteile als Unterlage fanden sich genügend. Aber trotz der Anstrengungen des Tages konnte er nicht sofort einschlafen.

Ihm ging der Angriff des jungen Kriegers nicht aus dem Kopf. Warum hatte der den Kampf gesucht? Wieso wollte er ihn überhaupt töten? Und dann überlegte Ryan, ob er eine Alternative gehabt hätte, außer selbst töten zu müssen. Er hätte dem Krieger ins Bein schießen können, aber der wäre er unter Qualen ein paar Tage später gestorben.

Ryan fand keine Antwort auf seine Fragen und noch lange starrte er in die Dunkelheit und lauschte den Geräuschen der Nacht.

Seiner Verfolgerin fiel es nicht schwer, das Lager unbemerkt zu erreichen. Der Fremde, der den Krieger getötet hatte, schlief endlich fest und schnarchte leise. Sie blickte auf ihn nieder, dann wusste sie, was sie machen würde. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht und wenige Augenblicke später war sie wieder verschwunden.

Ryan wachte erst auf, als die Sonne schon aufgegangen war. Er blickte auf seine Uhr. Es war bereits nach acht. Eigentlich wollte er schon unterwegs sein. Aber dann erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Genau zwischen seinen Schnürstiefeln stand ein kleiner Metallgegenstand, der matt in der Morgensonne blinkte. Er setzte sich verblüfft auf und nahm den Gegenstand in die Hand. Was es war, erkannte er sofort. Es handelte sich um eine Patrone im Kaliber .45, von der Art, mit der er seine Pistole geladen hatte.

Fragen

(Heute)

„Ich gehe telefonieren“, sagte Grace Molly Hitchman zu Amy, der Nichte ihres Manns.

Amy blickte von ihrem Katalog auf, in dem sie gerade blätterte. „Viel Glück“, wünschte sie ihrer Tante.

Grace war eine staatliche Frau, mit kräftigen, braunen Haaren, die von silbernen Fäden durchzogen waren. Sie weigerte sich, ihre Haare zu färben. „Wenn man achtundfünfzig ist, darf man graue Haare haben“, war ihr Argument. Wobei ihr die wenigen grauen Strähnen durchaus gut standen. Grace war zupackend, praktisch veranlagt und ging Probleme mit Verstand und Vernunft an. Aber das Problem, mit dem sie seit fast einem Monat konfrontiert wurde, verbrauchte zunehmend ihre Kraft.

Mit einem tiefen Seufzer wählte Grace eine Nummer des Weißen Hauses in Washington und erreichte direkt den gewünschten Gesprächspartner.

Nach dem Austausch von Höflichkeiten kam Grace schnell zur Sache. Sie lauschte eine Weile des Worten ihres Gesprächspartners, dann gingen ihr die Nerven durch. „Aber Sie müssen doch wissen, wo sie geblieben sind!“, schrie sie ins Telefon. „Sie sind der Sicherheitsberater des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mr. Breadly. Es kann doch nicht sein, dass der Präsident und mein Mann spurlos verschwinden und weder Sie, noch der Vizepräsident, noch sonst jemand haben eine Ahnung, was mit ihnen passiert ist.“

Sie war wütend und Tränen standen ihr in den Augen.

George C. Breadly räusperte sich mehrfach. „Grace, wir kennen uns und wir schätzen uns. Ich war Gast auf der Farm Ihrer Schwester und ich, das heißt wir alle, sind Ihnen und Ihrem Mann, Ihrer Familie und Ihren Freunden zu Dank verpflichtet. Wenn ich etwas wüsste, würde ich es Ihnen doch sagen. Glauben Sie wirklich, der Vizepräsident, die Regierung, der ganze Stab des Weißen Hauses und Capitol Hill würden einfach die Probleme

akzeptieren, mit denen die Vereinigten Staaten zurzeit zu kämpfen haben? Mit Kursverlusten von über dreißig Prozent an der New Yorker Börse, der explodierenden Arbeitslosigkeit und den leeren Kassen im Gesundheits- und Bildungsbereich? Verursacht durch das Verschwinden des Präsidenten und auch Ihres Mannes vor vier Wochen. Wir sind weitgehend handlungsunfähig, solange nicht feststeht, wo sich Präsident Guillera befindet. Der Fall liegt beim Obersten Gerichtshof. Erst wenn dieser den Präsidenten für tot erklärt oder dem Vizepräsidenten offiziell die Macht überträgt, kann die Regierung in Washington wieder arbeiten. Das müssen Sie verstehen, Grace.“ Die Stimme von George C. Breadly klang müde und kraftlos.

Grace war während des Gesprächs um den Tisch herumgelaufen. Jetzt setzte sie sich und wischte mit einem zerknüllten Taschentuch über ihre Augen. Sie holte tief Luft und versuchte sich zu beruhigen.

„Ich will und ich kann es nicht verstehen, Mr. Breadly“, erwiderte sie leise. „Ich will meinen Mann zurück haben, der mit dem Präsidenten zusammen verschwunden ist. Ich will ihn zurück und die alten Männer im Obersten Gerichtshof sollten gefälligst ihre faltigen Ärsche bewegen, Mr. Breadly. Sagen Sie denen das!“ Grace legte auf und starrte bewegungslos auf die Tischplatte.

Plötzlich hörte sie hinter sich ein Geräusch und sie drehte sich um. Amy stand in der Tür und hielt ihren Bauch. „Es ist soweit, Tante Grace. Das Baby kommt. Du musst mich ins Krankenhaus bringen.“

Grace erhob sich. Amy kam auf sie zu und die Frauen umarmten sich.

Amy erwartete ihr drittes Kind. Sie sah aus wie eine jüngere Schwester ihrer Mutter: Zierlich, obwohl sie kurz vor der Entbindung stand, hellbraune Haare und ein offenes Gesicht mit Sommersprossen, in dem zwei blaue Augen leuchteten. Jetzt wirkte sie erschöpft und unter ihren Augen waren, deutlich sichtbar, dunkle Ringe zu erkennen.

„Onkel Ryan wird schon wiederkommen, Tante Grace. Unsere

Freunde werden uns helfen.“

Grace nickte. „Ich weiß, Amy. Aber jetzt muss ich mich um dich und dein Baby kümmern. Wir können in fünf Minuten fahren. Du hast ja schon alles gepackt. Ich ziehe nur eine Jacke über.“ Sie wischte sich die Tränen aus den Augen. „Mach dir keine Sorgen. Morgen sind wir wieder zuhause.“

Grace hielt Amy die Tür auf. „Kommt rein, ihr beiden“, meinte sie und blickte auf das Baby, das die Tochter ihrer Schwägerin im Arm hielt. Sie stellte die Babyschale ab, die sie aus dem Auto mitgenommen hatte. „Geh ins Kinderzimmer, Amy. Der kleine Mann hat sicher Hunger und du wirst erschöpft sein.“

„Und er benötigt eine neue Windel“, ergänzte Amy und rümpfte ihre Nase. Das waren ihre ersten Worte, seit Grace sie von der Entbindungsstation des örtlichen Krankenhauses abgeholt hatte. Während der eineinhalbstündigen Autofahrt war Amy im Auto hinten neben der Babyschale gesessen und schien geschlafen zu haben.

Das Telefon klingelte. Grace nahm es. „Ja?“ Sie lauschte einen Moment, dann legte sie wortlos auf und folgte Amy ins Kinderzimmer.

„Deine Mutter hat angerufen. Sie kommt mit den Männern am Nachmittag.“

„Es wird auch Zeit“, antwortete Amy, während sie ihrem kleinen Sohn eine frische Pampers verpasste. „Hoffentlich haben die mehr rausgefunden, als du mit deinen Telefongesprächen.“

Am späten Nachmittag rollte ein bulliger SUV, ein Cadillac Escalade, auf den Hof der Ranch. Dr. Bert Prambroke, Amys Mann, saß am Steuer und neben ihm Luisa Schneider, seine Schwiegermutter. Die beiden Freunde der Familie, Gerald Maskins und Reynaldo Morrison, hockten im Fond des Wagens, der Wagen direkt vor dem Ranchhaus anhielt. Luisa und die Männer stiegen aus. Alle wirkten erschöpft. Die drei Männer dehnten und reckten sich erst einmal, während Luisa sich umdrehte und ihre Handtasche aus dem Wagen holte.

Luisa Schneider war zusammen mit ihrem Bruder Ryan die Besitzerin von Schneider's Ranch. Sie wirkte deutlich jünger als vierundfünfzig und ihre Freunde schätzten sie als offenen, gastfreundlichen und immer gut gelaunten Menschen. Sie war seit ein paar Jahren Witwe. Ihr Mann war bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen.

Grace stand auf der Veranda und blickte ihnen entgegen. „Kommt erst mal rein. Ich habe Kaffee gekocht und einen Streuselkuchen gebacken.“

Bert war der Erste, der die Stufen zur Veranda hochgelaufen kam. „Wo ist Amy?“, wollte er wissen.

Grace umarmte ihn. „Glückwunsch zu deinem kleinen Sohn, Bert. Es ist alles prima verlaufen. Amy und dem Baby geht es gut. Und wie soll er heißen? Verrätst du uns das endlich? Amy rückt nicht mit dem Namen raus.“

Bert wirkte erleichtert und lächelte. „Danke, Grace. Der Kleine soll Noah heißen. Aber jetzt gehe ich sofort zu Amy.“ Er verschwand im Haus und sie hörten ihn die Treppe hochstürmen.

Grace und Luisa küssten sich auf die Wangen. Man konnte sehen, dass sich die Frauen sehr mochten.

„Glückwunsch, dreifache Oma“, meinte Grace. „Wann kommen die beiden anderen Kinder zurück?“

„Am kommenden Mittwoch.“

Amy und Berts älteren Kinder, die siebenjährige Madeleine und der knapp dreijährige Bert Brenton jr., befanden sich in einem Reit-Camp für Kinder in Laramie. Beide waren sehr gute Reiter. Bert jr. konnte bereits sicher auf einem Pony sitzen, bevor er richtig zu laufen vermochte. Was kein Wunder war, denn Flying Horse, der Vorarbeiter der Ranch, hatte ihn schon als Baby mit aufs Pferd genommen. „Ein junger Krieger muss besser reiten können als laufen“, war seine feste Meinung.

„Hi, Grace“, meinten Gerald und Reynaldo wie aus einem Mund. „Schön dich zu sehen“, ergänzte Gerald.

„Und?“, fragte Grace.

Gerald schüttelte den Kopf. „Nichts“, war seine knappe Ant-

wort.

„Lasst uns reingehen. Dann erzählen wir dir alles“, antwortete Reynaldo. „Aber viel haben wir wirklich nicht herausgefunden.“

Die Männer gingen voraus und Grace schloss hinter sich die schwere Haustür.

Draußen zogen dunkle Wolken auf und die Windstärke nahm kontinuierlich zu. Obwohl es schon Anfang Mai war, sah es nach einem Schneesturm aus. Der Winter wehrte sich mit aller Macht gegen seine Niederlage.

Es war kurz nach Mitternacht. Alle saßen im großen Wohnzimmer vor dem offenen Kamin. Nur Amy fehlte. Sie war oben bei ihrem kleinen Sohn.

Sie hatten stundenlang geredet. Nun schwiegen sie seit ein paar Minuten.

Reynaldo goss sich den letzten Kaffee aus einer Warmhaltekanne in seine Tasse und verlängerte ihn mit einem kräftigen Schluck Whiskey.

Grace brach das Schweigen. „Ihr mit eurer sch ... Zeitmaschine. Bringt mir meinen Mann wieder und dann vergrabt das Ding im Wald und holt es nie wieder hervor.“ Sie wirkte erschöpft und mutlos.

Reynaldo trank seine Tasse leer und stellte sie vorsichtig auf den Tisch.

Grace fuhr fort: „Ich will ihn zurückhaben! Und zwar schnell.“ Jetzt klang ihre Stimme enttäuscht und zornig. Man konnte ihr ansehen, dass sie mit aller Kraft versuchte, nicht wieder in Tränen auszubrechen.

Die beiden Männer starrten ins Feuer. Es war deutlich zu erkennen, wie betroffen sie waren. Sie fühlten mit Grace und Ryan war schließlich ihr bester Freund.

„Morgen kommt Flying Horse von der Elchjagd aus Kanada zurück“, erklärte Luisa, die bisher kaum etwas gesagt hatte. „Er hat mich heute Morgen angerufen. Er meinte, wir sollten die erste Zeitreise nach Yucatán möglichst schnell durchführen, um Ryan Zeichen hinterlassen zu können. Aber das werden wir nach

seiner Ankunft zusammen mit Bert besprechen. Flying Horse wird gegen zehn Uhr landen und kommt dann sofort hierher. Er hat sein Auto am Flughafen geparkt“, ergänzte sie.

Gerald nickte. „Aber wir sollten jetzt schlafen gehen.“

Reynaldo gähnte verhalten.

„Gehen wir also schlafen“, stimmte Grace zu und erhob sich. Insgeheim zweifelte sie, dass sie würde schlafen können. In den letzten beiden Wochen hatte sie nachts nie mehr als vier Stunden Schlaf gefunden.

Luisa war ebenfalls aufgestanden und legte ihren Arm um die Schultern ihrer Schwägerin. Auch sie machte sich große Sorgen um ihren Bruder Ryan.

„Gute Nacht“, sagte sie.

Die beiden Frauen gingen hinaus.

„Trinken wir noch einen Whiskey und dann verziehen wir uns auch in die Betten“, gähnte Reynaldo.

Gerald goss bereits einen kräftigen Schluck in jedes ihrer Gläser. „Auf Ryan“, sagte er und reichte Reynaldo dessen Glas.

„Auf Ryan“, war dessen Antwort.

Gerald Maskins und Reynaldo Morrison kannten sich schon seit ihrer Dienstzeit beim U.S. Marine Corps. Maskins hatte als Colonel auf der U.S. Naval Station Guantanamo Bay den Soldaten verhört, der über die Zeitmaschine Bescheid wusste. Lt. Colonel Morrison war damals sein Stellvertreter gewesen. Später arbeiteten sie für verschiedene amerikanische Geheimdienste und für das Projekt Waikiki Beach. Beide reisten mehrfach mit der Zeitmaschine in die Vergangenheit und organisierten die Geldgeschäfte für den Präsidenten. Sie schieden danach, Maskins im Rang eines Generals und Morrison im Rang eines Colonels, aus dem aktiven Dienst aus und waren mit Ryan Hitchman und seiner Familie eng befreundet. Beide ähnelte sich: Kerzengrade Haltung, militärisch kurzer Haarschnitt, durchtrainiert. Maskins war grauhaarig und grauäugig, während Morrison blonde Haare und eisblaue Augen besaß. Im Auftrag der Regierung hatten beide skrupellos getötet. Aber das war lange her. Für die Bewohner der

Ranch waren sie die besten und zuverlässigsten Freunde, die sie sich vorstellen konnten.

Luisa begleitete ihre Schwägerin in deren Schlafzimmer. Grace setzte sich auf ihr Bett und weinte.

„Du bist Witwe und ich gehe davon aus, dass ich es auch schon bin, Luisa. Was haben wir beiden bloß angestellt?“, schluchzte Grace.

Luisa stöhnte nur. Sie wusste, dass es jetzt sehr schwer war, Grace zu trösten. Sie erinnerte sich an den Tag, als ihr Mann verunglückte, so als wäre es heute gewesen. Und an das tiefe Loch, in das sie hinterher gefallen war. Sogar an Selbstmord hatte sie gedacht.

„Grace, du darfst die Hoffnung nicht aufgeben! Die Männer werden Ryan schon finden.“ Sie nahm die Weinende in ihre Arme. „Hier liegt eine leichte Einschlaftablette. Ich habe dir auch ein Glas Wasser mitgebracht.“

Grace nickte und schluckte gehorsam die Tablette mit dem Wasser hinunter. Dann legte sie sich hin.

Luisa verließ das Schlafzimmer und schloss behutsam die Tür hinter sich zu.

Luisa beschloss, vorläufig niemandem davon zu erzählen, dass sie und Gerald sich in letzter Zeit sehr nahegekommen waren. Und sie war froh, dass es bisher noch niemand bemerkt hatte.

Als alle anderen schliefen, schlich sich Gerald in ihr Schlafzimmer.

„Wir werden Ryan finden, Luisa“, flüsterte er. „Das verspreche ich Grace und dir.“

Erste Besprechung

(Heute)

Nach dem Nachmittagskaffee saßen Luisa, Grace, Bert, Gerald, Reynaldo und Flying Horse im Gästehaus der Ranch. Der Laptop war eingeschaltet und der Beamer warf die Karte Yucatáns auf eine Leinwand.

„Wie ist die Jagd gewesen, Häuptling?“, wollte Bert wissen.

Flying Horse war ein reinrassiger Shoshone. Das sah man ihm auch an. Er war nur ein Meter siebzig groß, aber breitschultrig und besaß große Körperkräfte. Sein breites, braunes Gesicht, die fast schwarzen Augen und seine blauglänzenden, langen Haare, die er immer zu einem Pferdeschwanz zusammenband, waren typisch für Mitglieder seines Volks. Seine O-Beine zeugten davon, dass er mehr ritt als ging, doch wenn es sein musste, bewegte er sich schnell und völlig lautlos. Flying Horse besaß ein Diplom in Elektrotechnik, aber er zog es vor, als Vorarbeiter auf der Ranch zu arbeiten.

Während Reynaldo und Gerald die Räume sorgfältig auf Wanzen untersuchten, erzählte Flying Horse von seiner erfolgreichen Jagd und seiner neuen Freundin. Er wirkte fröhlich und erleichtert. Der Tod seiner Frau und seiner Tochter vor fünfzehn Jahren hatte den Indianer schweigsam und in sich gekehrt werden lassen.

„Na, dann alles Gute zum jungen Glück“, gratulierte Grace. „Wann dürfen wir die Dame kennenlernen?“

„Das weiß ich noch nicht, keine Ahnung. Ich ...“, stotterte er. „Ich habe mir gedacht ...“

Die beiden ehemaligen hohen Offiziere kamen von der Überprüfung des Hauses zurück.

„Alles OK“, meinte Reynaldo. „Lasst uns anfangen.“

Flying Horse atmete tief durch. Ihm war die Fragerei peinlich.

Der Fund der Wanzen im Haupthaus vor ein paar Monaten hatte alle Bewohner wütend werden lassen. Dass der Präsident der Vereinigten Staaten, den sie mit hohen Wahlkampfspenden

unterstützt hatten, sie bespitzeln ließ, ihnen Strafen angedroht und die Zeitmaschine mit allen Unterlagen hatte beschlagnahmen lassen, war ein großer Schock für sie gewesen.

Bert Prambroke, der promovierte Archäologe, war einer der ersten Außenstehenden gewesen, die einen Hinweis darauf bekommen hatten, dass eine Zeitmaschine existierte und sie auch benutzt wurde. Bei archäologischen Ausgrabungen hatte er vor einigen Jahren Knöpfe und ein deformiertes, großkalibriges Geschoss zwischen Saurierknochen gefunden. Jemand hatte also vor mehr als sechzig Millionen Jahren Jagd auf Saurier gemacht. Später erfuhr er von Ryan, dem Onkel seiner Frau, dass der als Colonel der U.S. Army während seiner Dienstzeit mit der Zeitmaschine zu tun gehabt hatte.

Jetzt stand Bert, bewaffnet mit einem LED-Pointer, vor seinen Freunden und deutete auf die Karte. „Der nördliche Teil der Halbinsel Yucatán gehört zu Mexiko, der südliche Teil zu Guatemala und Belize. Insgesamt ist sie ungefähr so groß wie der amerikanische Bundesstaat Colorado, wobei knapp die Hälfte der Fläche mexikanisches Staatsgebiet ist. Hier liegt die Insel Cozumel, dort oben im Norden Cancún, direkt darüber markiert die Lagune die Nordspitze der Halbinsel.“

Der Laserpunkt wanderte über die Karte.

„Wie wir wissen, musste Ryan den Präsidenten und einige seiner Mitarbeiter vermutlich an die Westküste Yucatáns begleiten. Genaueres hatte uns Ryan nicht sagen können. Was sie dort machen würden, entzog sich seiner und damit auch unserer Kenntnis. Wir gehen davon aus, dass der Präsident vorhatte, den Lauf der Geschichte zu verändern und die Spanier dort von ihren Eroberungszügen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts abzuhalten.“

„Entschuldige bitte, wenn ich frage. Kann man das?“, wollte Grace wissen. „Ihr habt uns Frauen ja nie darin eingeweiht, dass ihr eine Zeitmaschine besitzt und was ihr alles mit ihr angestellt habt.“

„Das war auch besser so, Grace“, unterband Bert eine weitere Diskussion. „Umso weniger ihr Frauen wusstet, umso weniger

gefährdet seid ihr gewesen. Aber zurück zu deiner Frage. Das kann man nicht. Man kann die Geschichte nicht in dem Umfang ändern, wie es sich der Präsident und seine Mitarbeiter vorgestellt hatten.“

„Danke für euer Vertrauen!“, war ihr ironischer Kommentar. „Aber was machen wir jetzt?“

„Lasst mich euch zuerst weiter mit der Gegend vertraut machen“, fuhr Bert fort, „und die Probleme schildern, mit denen Ryan wahrscheinlich zu kämpfen hat.“

Bert beschrieb die Gegend: Den fast undurchdringlichen Urwald, der den Kaltsteinboden bedeckte, die fehlenden Bäche und das Problem mit dem Trinkwasser, sofern man nicht die Cenotes und damit Süßwasser fand.

Er zeigte dann den langen Weg, der vor Ryan lag: Irgendwo im Norden würden sie landen. Wenn alles klappte, so wie man es mit Ryan ausgemacht hatte, musste er der ganzen Küste in südlicher Richtung folgen, bis sie allmählich nach Westen abbog.

„Hier, bei der Stadt Frontera“, Bert zeigte die Stadt auf der Karte, „mündet der Rio de Grijalva in den Golf von Mexiko. Und dort sollen wir ihn abholen.“

Das Telefon klingelte. Luisa hob ab. „Ja?“ Sie hörte einen Moment zu. „Gut, ich komme, Amy.“

„Das war Amy“, sagte. „Noah hat etwas Fieber. Das kommt bei Neugeborenen öfter vor. Mach dir keine Sorgen, Bert. Ich geh rüber zu Amy.“

Bert nickte seiner Schwiegermutter dankbar zu. „Danke, Mom.“

Grace nutzte die Pause und warf die beiden Kaffeemaschinen an.

„Lasst uns weitermachen“, meinte Bert dann. Der Punkt des Laserpointers wanderte wieder über die Karte. „Also muss Ryan mindestens dreihundert, vielleicht sogar dreihundertfünfzig bis vierhundert Kilometer entlang der Küste wandern, um den Fluss, unseren Treffpunkt, zu erreichen. So schaut es aus.“ Mit diesen Worten beendete er seine Geografiestunde.

„Wieso habt ihr diesen Fluss ausgesucht?“, wollte Grace wissen.

Gerald G. Maskins, dem man den ehemaligen General der U.S. Marines auch in Zivil immer noch ansah, ergriff das Wort. „Wir

mussten einen markanten Treffpunkt auswählen. Die Lagunen entlang der Küste verändern ihre Lage zu schnell. Berge gibt es nicht, Maya-Städte kamen nicht infrage. Inseln sind schwer zu erreichen und so blieb nur ein Fluss als Treffpunkt. Ein Fluss, den es damals gab und den es heute immer noch gibt, auch wenn er sein Bett in der langen Zeit verändert haben wird. So kamen wir auf den Rio de Grijalva.“

„Aha.“ Grace überlegte. „Und wo am Fluss wollt ihr ihn treffen? Ihr könnt doch nicht eine amerikanische Flagge an eine Palme binden oder eine Holzhütte bauen mit der Aufschrift White House.“ Ihre Stimme klang sehr besorgt. „Oder wollt ihr einfach monatelang irgendwo am Ufer warten, bis Ryan aufkreuzt? Wenn er überhaupt aufkreuzt! Was wollt ihr also machen?“ Ihr standen wieder Tränen in den Augen.

„Wir konnten natürlich keinen direkten Treffpunkt ausmachen, Grace. Die Probleme, die du ansprichst, sind uns allen bekannt.“ Reynaldo versuchte, Ryans Frau zu beruhigen. „Wir haben eine Art von Kommunikation ausgemacht, die unauffällig ist und von Menschen im sechzehnten bis hin zum beginnenden neunzehnten Jahrhundert nicht als Kommunikation erkannt wird.“

„Und was ist das?“, fragte Grace.

„Morsezeichen“, erklärte Reynaldo. „Di da di, also Punkt Strich Punkt, ist das Zeichen für das R. R wie Ryan. Und ein Pfeil zeigt die Richtung an, in die Ryan gegangen ist. Er bringt diese Zeichen an markanten Punkten an: solitär stehende Bäume, große Felsen oder Ähnliches. Das wird niemand verstehen, der nicht weiß, was es bedeuten soll.“

Er nahm ein Blatt Papier und erstellte folgende Zeichnung:

< . . .

„Das bedeutet, R geht nach Westen. Und dort suchen wir ihn dann. Der Pfeil zeigt also immer die Himmelsrichtung an. Glücklicherweise trägt Ryan seine Schweizer Offiziersuhr mit dem eingebauten Kompass. So kann er die Himmelsrichtung exakt bestimmen.“

„Gut.“ Grace Stimme klang nun etwas beruhigter. „Aber wer reist ins Jahr 1519 zurück und sucht diese Zeichen? Wer bedient die Zeitmaschine und wo steht die überhaupt? Ihr Männer habt uns Frauen ja nie etwas gesagt!“ Jetzt klang ihre Stimme wirklich zornig.

„Ich werde gehen“, sagte Flying Horse. „Und Jürgen geht auch mit. Er will sich so dafür bedanken, dass wir ihn aus der Saurierzeit gerettet haben.“

„Linda und er kommen morgen“, warf Gerald ein. „Beide erwarten ja bald ihr erstes Baby.“

„Das ist ja toll! Endlich eine gute Nachricht“, freute sich Grace. „Wir alle mögen Linda sehr.“

Linda war das Hausmädchen auf der Farm gewesen, bis sie Jürgen Haferkorn kennen gelernt und geheiratet hatte. Nach der Heirat waren sie in Mexiko bei Lindas Eltern gewesen und anschließend vier Monate durch Europa gereist. In Deutschland hatten sie Jürgens Besitz verkauft, der dort vor einigen Jahren ein gut gehendes Waffengeschäft betrieben hatte, in dem er auch hochwertige Waffen umbaute und überholte. Wobei seine Kunden hauptsächlich aus den arabischen Ländern kamen und viele Waffen den Gegenwert eines Oberklassewagens verkörperten. Zurzeit war das Pärchen auf den Weg zurück in die Vereinigten Staaten.

Draußen war es dunkel geworden.

„Machen wir Feierabend“, schlug Gerald vor. „Morgen ist auch noch ein Tag.“

In diesem Augenblick klingelte das Telefon erneut. Bert hob ab.

„Wir sollen zum Essen kommen. Mein Sohn schläft und die beiden Damen haben das Essen vorbereitet.“

Alle erhoben sich und gingen hinaus. Draußen war es bitterkalt. Flying Horse schloss die Tür zum Gästehaus sorgfältig ab. In der Nacht würde er hier schlafen und sein geliebtes Gewehr direkt neben dem Bett stehen haben. Natürlich durchgeladen.

Lange nach Mitternacht lagen Amy und Bert eng nebeneinander. Das Baby hatte sein Fläschchen, ein Zäpfchen gegen Fieber und

frische Windeln bekommen und schlief nun friedlich in seinem Zimmer.

„Noah ist wirklich lieb, Amy“, flüsterte Bert.

„So wie du, Bert“, antwortete sie und gab ihm einen Kuss. „Bert ...“, sagte sie dann.

„Ja?“. Bert war sich im Klaren darüber, was kommen würde.

„Versprich mir, dass du nie mehr in diese Maschine steigst. Du musst an deine Kinder denken, Bert.“

„Ich verspreche es dir, Amy, solange es nicht unbedingt notwendig ist.“

Amy war nicht ganz zufrieden mit seiner Antwort.

Was keiner ahnte: Ryan befand sich immer noch auf der Ostseite Yucatáns, ungefähr an der Stelle, an der heute die Touristenhochburg Cancún liegt. Vor ihm lagen nicht dreihundertfünfzig bis vierhundert Kilometer bis zum Treffpunkt am Rio de Grijalva, sondern fast fünfhundert Kilometer. Und das war eine Entfernung, für die er bei seinem jetzigen Tempo gut drei Monate benötigen würde. Aber nur dann, wenn es keine Probleme gab.

Ix Chel (1519)

Ryan sprang auf und nahm verblüfft die Patronen in die Hand. Sein erster Gedanke war: „Die habe ich gestern hier verloren.“ Er überlegt. Aber am gestrigen Abend hatte er, soweit er sich erinnerte, weder die Patronenschachtel aus dem Rucksack genommen, noch Patronen ins Magazin der Waffe nachgeladen. Er war sich absolut sicher, dass er das Magazin nach dem Kampf mit dem Maya-Krieger aufgefüllt hatte. Vorsichtshalber öffnete er den Rucksack und holte die Patronenschachtel heraus. Sie war voll.

Dann überprüfte er die Reservemagazine. Die waren auch voll. Jetzt blieb nur noch eine Möglichkeit. Er trug ein paar Patronen lose in einer verschließbaren Tasche seiner Hose. Es waren zwanzig Patronen gewesen. Auf Cozumel hatte er einmal schießen müssen. Zwei Schüsse auf Maya-Krieger am Morgen, vor zwei Tagen ein Schuss auf einen kleinen Hirsch, den er aber verfehlt hatte. Und dem Mädchen hatte er eine Patrone geschenkt. Er zählte nach: Es waren exakt fünfzehn Patronen in seiner Hosentasche. Und diese da, die Patrone, die so harmlos zwischen seinen Boots stand, war Nummer sechzehn.

Das konnte nur eines bedeuteten! Sein Herz machte einen kleinen Hüpf. „Unsinn“, dachte er. „Das ist unmöglich. Wie soll das Mädchen mich gefunden haben? Und außerdem, warum sollte sie mir gefolgt sein?“ Er konnte sich keinen Reim darauf machen.

Er öffnete das Holster, zog die Fünfundvierziger heraus und begann sich anzuziehen. Die Wäsche, die er am Vorabend nass über die Zweige gelegt hatte, waren fast trocken. Zum Schluss schlüpfte er in die Schnürstiefel. Er suchte den Boden vor seinem Schlafplatz ab, aber auf dem harten Kalkstein konnte er keine Fußspuren erkennen. Zwar war jemand durch das weiche Laub gelaufen, aber das konnte er selbst gewesen sein.

Ryan hielt mit seiner Linken die Patrone hoch in die Luft, machte ein freundliches Gesicht und rief halblaut: „Wo bist du? Ich habe hier etwas, was dir gehört.“ Die Pistole in seiner Rechten war entsichert und schussbereit.

Hinter sich, im Gebüsch über Eingang zur Höhle, hörte er ein Geräusch. Er wollte blitzschnell herumfahren und die Waffe in den Anschlag bringen, aber er zwang sich dazu, sich langsam umzudrehen und die Waffe mit dem Lauf weiter nach unten zu halten. Drei oder vier Meter über ihm stand zwischen zwei kleinen Palmen eine zierliche Gestalt mit langen, schwarzen Haaren und sah regungslos zu ihm hinunter. Es war ein Mädchen. Er kannte sie. Er hatte eine aufregende Nacht mit ihr verbracht. Sie war jetzt eine junge Frau.

Dann fiel ihm etwas ein: das Maya-Wort für Chili. „Yic“, sagte er und grinste. „Yic.“ Er griff sich an den Hals und zog zischend Luft

ein. Anschließend machte er das Zeichen für Trinken und sagte „Chac“. Das war das Wort für Wasser in ihrer Sprache.

Plötzlich war sie dort oben verschwunden. Ryan vernahm leise Geräusche links von ihm. Scheinbar stieg sie zu ihm hinunter. Er hatte richtig vermutet. Nach wenigen Sekunden erschien sie an der Stelle, an der er auch zum Wasser runtergekllettert war.

„Komm“, sagte Ryan leise. Er winkte ihr zu und hielt ihr die Patrone hin. „Die gehört dir.“

Als sie vor ihm stand, reichte sie ihm nur bis zur Brust. Ihre dunklen, fast schwarzen Augen blickten ihn an, ohne erkennbare Angst, voller Neugierde. Und auch Freude glaubte er in ihnen zu erkennen. Das runde Gesicht wurde von langen, dunklen Haaren eingerahmt, die ihr bis zur schmalen Taille reichten. Ryan zog ihren Geruch ein. Ein Geruch, von dem er geträumt hatte: Feuer, Erde und etwas Wildes. Sein Herz fing an zu klopfen und seine Handflächen wurden feucht.

„Nimm dich zusammen, das ist doch nicht dein erstes Date“, schalt er sich selbst.

Das Mädchen war mit einem erdfarbenen, ärmellosen Kleid aus weichem Stoff bekleidet, das ihr bis zu den Waden reichte. Eine gedrehte Kordel diente als Gürtel. An den Füßen trug sie geflochtene Sandalen mit dicken Sohlen, die um die Fußgelenke verschnürt waren. Später sollte Ryan feststellen, dass die Sandalen äußerst bequem waren und man in ihnen geräuschlos und ausdauernd laufen konnte. Zwei umgehängte Taschen aus dem gleichen Material wie ihr Kleid waren alles, was sie besaß.

Ryan reichte ihr die Patrone, die sie auch nahm und in einer der beiden Umhängetaschen verschwinden ließ. Und er ließ die Pistole in seiner Tasche verschwinden.

Das Mädchen sagte plötzlich etwas, was er natürlich nicht verstand. Daraufhin nahm sie mit ihren Händen seine Linke und legte sie zwischen ihren Busen. Was er als recht angenehm empfand.

„Isch Tschel“, sagte sie leise und wiederholte die zwei Wörter.

Ihr Name lautete übersetzt „Sie Regenbogen“, also „Frau Regenbogen“. Das, und wie man die Wörter schreibt, erfuhr Ryan

erst sehr viel später: Ix Chel.

Dann legte sie ihre Hände auf seine Brust und wartete. Er verstand, was sie damit meinte. Sie wollte seinen Namen wissen.

„Ryan.“ Er sprach langsam und betont. „Ry-an.“

Sie versuchte sich am „r“, aber es kam nur ein gehauchtes „ch“ heraus, so oft er ihr das „r“ auch vorsprach.

Beide hielten sich nun an den Händen und mussten plötzlich lachen, bis ihnen die Tränen über die Wangen liefen.

„Chei-en“, hieß er also. „Chei-en.“

Auf einmal wurde sie ernst. Wieder legte sie ihre Hände auf seine Brust, flüsterte dann „Paqatl“. Ganz leise, so als ob das niemand hören sollte.

„Paqatl?“, wiederholte Ryan und machte eine hilflose Geste. „Paqatl?“

Dann erinnerte er sich daran, dass Leute, die ihn gesehen hatten, dieses Wort gerufen und sich vor ihm hingeworfen hatten. Was mochte es wohl bedeuten?

Ix Chel zog ihn aus dem Eingang der Cenote heraus in den Sonnenschein. Sie blickte hoch zur Sonne, ging mit ihm noch ein Stück weiter, stellte sich hinter ihn und deutete dann auf den Boden, auf den Schatten, den sie beide warfen.

„Paqatl“, flüsterte sie. „Chei-en Paqatl.“

Er verstand. Man nannte ihn Paqatl, was Schatten bedeutete. Und er konnte sich denken, wieso man ihn so bezeichnete. Er wanderte alleine, tauchte plötzlich aus dem Dickicht auf, verschwand wieder und die Menschen, die hier lebten, gingen ihm aus dem Weg. Er war wie ein Schatten, dessen Ziel niemand kannte. Und wenn ein Krieger ihn zum Kampf aufforderte, tötete er mit Blitz und Donner. Der Paqatl war einer der Götter. Man konnte ihn nicht fassen, ihn nicht besiegen.

Ix Chel starrte ihn an, schien plötzlich Angst vor ihm zu haben. Ryan nahm ihre Hand, legte sie wieder auf seine Brust und schützelte seinen Kopf. „Ry-an“, sagte und wiederholte „Ry-an.“ Dann zog er sie an sich und flüsterte „Ix Chel, Ry-an. Ry-an, Ix Chel.“

Das schien sie zu beruhigen.

Ix Chel löste sich von ihm, nahm ihn bei der Hand und zog ihn

in Richtung Wasser. Dort angekommen legte sie ihre Taschen ab und den Gürtel ab, zog sich das Kleid über ihren Kopf und zog ihre Sandalen aus. Sie stand nackt vor ihm, lachte und winkte. Er sollte zu ihr ins Wasser kommen.

Seufzend zog sich Ryan wieder aus, wollte vermeiden, dabei nach dem nackten Mädchen zu schauen. Aber es klappte nicht. Seine Blicke wanderten über ihre kleinen, perfekt geformten Brüste mit dem vorwitzigen dunklen Nippeln, ihre schmale Taille, weiter zu den Rundungen ihrer Hüften und streiften das schwarze Dreieck zwischen ihren Beinen. Sie bemerkte das natürlich und ihr schienen seine Blicke zu gefallen.

Irgendwie war ihm die ganze Sache peinlich. Zumal Ix Chel näher kam und fasziniert zuschaute, wie er sich mit Knöpfen, der Gürtelschnalle und dem Reißverschluss seiner Hose abmühte. Der schien sie besonders zu interessieren und sie wollte auch probieren, wie das Ding funktionierte.

Verzweifelt versuchte Ryan seine beginnende Erektion zu verbergen, was sich aber als unmöglich erwies, als sich die hübsche, unbekleidete, junge Dame an dieser sensiblen Stelle zu schaffen machte.

Ryan drehte sich um, zog sich aus und machte einen Kopfsprung in das glasklare Grün, hoffend, dass die Kühle des Wassers ihn „abregen“ würde. Aber fünfundzwanzig Grad waren einfach nicht kühl genug.

Er hörte das Mädchen kichern. Dann war sie plötzlich neben ihm, drängte sich an ihn. Er fühlte ihre kleinen, festen Brüste und schließlich war er doch froh, dass das Wasser sich nicht als „abregend“ herausstellte.

Später pflückte Ix Chel ein paar Blätter und zeigte ihm, dass man sie als Seife nutzen konnte.

Nach dem Bad saßen sie für einige Zeit Händchen haltend in der Sonne und ließen sich trocknen. Ryan schaute auf seine Uhr, die das Mädchen fasziniert betrachtete. Er versuchte ihr klarzumachen, dass dieses Wunderding die „Zeit“ zeigte, aber sie schien es nicht zu verstehen. Ihre „Zeit“ orientierte sich

am Sonnenstand: morgens Sonnenaufgang, mittags höchster Sonnenstand und abends der Sonnenuntergang. Ihr Interesse galt ausschließlich den sich bewegenden Zeigern.

Ryan machte Ix Chel klar, dass sie sich anziehen und dann gehen mussten. Er zeigte nach Norden. Sie verstand ihn, nickte und zog das Kleid über ihren Kopf. Er zog sich auch an und zum Schluss knotete er die Lederschnur mit den großen Zähnen um seinen Hals. Das Mädchen starrte ihn an, sagte leise zwei Worte: „Chak mo’ol.“ Sie deutete auf die Kette.

Ryan zuckte mit den Schultern. Er verstand sie nicht. Meinte sie „Zähne“?

„Chak mo’ol“, wiederholte sie und deutete auf einen der langen Zähne. Sie krümmte ihre Finger und fauchte wie eine Katze. „Chak mo’ol.“

Jetzt verstand Ryan. „Chak mo’ol“ bedeutete Jaguar. Er wiederholte die Worte. „Chak mo’ol.“

Sie nickte und deutete auf den Dschungel.

Dort lebte die große Katze, vor der die Menschen Angst hatten. Sie war ein Räuber, der lautlos in der Nacht kam und sein Opfer im Dunklen tötete.

Bisher hatte Ryan noch gar nicht darüber nachgedacht, dass es hier Tiere gab, die dem Menschen gefährlich werden konnten: giftige Schlangen und Spinnen sowie der Jaguar. Er beschloss, sehr vorsichtig zu sein und besonders in der Nacht seine Pistole schussbereit zu halten.

Nachdem beide die Reste der Leguane gegessen hatten, machten sie sich auf den Weg zurück zum Meer. Es war bereits Mittag und eigentlich hatte Ryan schon viel weiter sein wollen. Eigentlich.

Nach wenigen Minuten erreichten sie den Strand. Zur Verwunderung des Mädchens suchte Ryan ein paar große Steine und legte sie, weit oberhalb der Gezeitenlinie, in Form der verabredeten Morsezeichen und mit dem Richtungspfeil auf einer sandigen Stelle aus. Ihm war klar, dass seine Freunde ihn hier nicht suchen würden, denn er befand sich ja auf der falschen Seite der Halbinsel.

Aber er dachte sich: „Besser ist besser!“

Ix Chel machte eine neugierige Geste, die Ryan als „nicht verstehen“ interpretierte. Er zeigte auf die drei Buchstaben des Morsealphabets und deutete auf sich. Das Mädchen nickte und sagte „Paqatl“. Sie schien verstanden zu haben. Dann deutete sie auf den Pfeil und streckte ihren Arm nach Norden aus, imitierte das Gehen.

Jetzt war es an Ryan zu nicken.

Sie liefen los. Der große Fremde in der merkwürdigen Kleidung und das kleine, zierliche Mädchen mit den langen schwarzen Haaren und den sanften Augen. Sie gingen nebeneinander und oft berührten sich ihre Arme. Ein neutraler Betrachter hätte sicherlich vermutet, dass beide sich schon lange kannten.

So liefen sie drei Tage. Nachts schliefen sie in den Eingängen der Cenotes, die Ix Chel immer ohne Probleme fand. Sie suchte nach einem bestimmten Vogel, der Insekten jagte und nur in den Eingängen zu den unterirdischen Seen nistete. „Ch'iich' k'an“, nannte sie ihn.

Der Vogel war leuchtend gelb und Ryan übersetzte es einfach mit „gelber Vogel.“ Er hatte recht damit.

Während ihrer Wanderung sah Ryan immer wieder zu dem Mädchen hinüber, das leichtfüßig und fröhlich sein Marschtempo mithielt. Wenn sie merkte, dass der große Krieger sie betrachtete, strahlte sie ihn an und ihre braunen Augen leuchteten.

Ryan verblüffte das sehr. Er konnte sich keinen Reim darauf machen, wieso das Mädchen mit ihm geschlafen und ihm dann auch noch gefolgt war. Hatte sie sich in ihn verliebt? Und wie waren seinen Gefühle dem Mädchen gegenüber?

Manchmal griff er nach ihrer Hand und liefen nebeneinander, Händchen haltend, wie zwei verliebte Teenager.

„Du bist ein alter Knacker und du bist verheiratet“, schalt er sich. „Wenn dich Grace Molly jetzt sehen würde ...“

Aber dann wischte er diese Gedanken beiseite.

Die Kanus

(1519)

Die Küste veränderte sich. Der Dschungel wich ins Inland zurück und vor den zwei Wanderern lagen ausgedehnte Sandflächen mit Dünen, durchsetzt mit Gruppen von Felsblöcken. Einzelne Corozo-Palmen wuchsen in der Nähe der Felsen, hochgewachsene Laubbäume standen in kleinen Senken. Dort fanden sie wohl genügend Grundwasser. Rechts von ihnen öffnete sich eine große Lagune, deren Strände zu weiten Bereichen von Mangrovenwald bedeckt waren. Direkt vor ihnen schwammen Tausende von Wasservögeln auf einem flachen See. Über ihnen flog eine Formation von Pelikanen dahin und machte sich bereit zur Landung auf dieser Wasserfläche. Es gab dort wohl viele Fische zu fangen.

Ix Chel schien erstaunt. Sie war den von Dickicht bedeckten Kalkboden Cozumels gewohnt. Dort gab es nur wenige, kleine Sandstrände, die im Laufe eines Jahres mit den Stürmen kamen und auch wieder verschwanden. Sie hob Muschelschalen auf, auch das Kalkskelett eines Seeigels. Sie lachte und freute sich über die Funde, die sie sich an den Hals hielt. Scheinbar wollte sie sich daraus eine Kette machen.

Ryan wühlte in den Außentaschen seines Rucksacks. Dort steckte irgendwo ein einzelner schwarzer Schnürsenkel, den er erst hatte wegwerfen wollen. Den gab er dem Mädchen.

Ix Chel strahlte. „Ma' chiotx maq'ex iwe“, sagte sie.

„Aha“, war seine Antwort und er nahm einfach mal an, dass sie „Danke“ damit meinte.

Sie setzte sich in den Sand, holte einen griffelartigen Gegenstand aus einer ihrer Umhängetaschen und begann, ein Loch in eine Muschelschale zu bohren. Ix Chel hatte beschlossen, eine Pause zu machen.

Das Mädchen verwunderte Ryan. Einerseits war sie neugierig und verfolgte das, was Ryan tat, interessiert und mit allen Sinnen. Und dann vertiefte sie sich plötzlich in die Herstellung von Schmuck,

ohne sich Gedanken darüber zu machen, was Ryan an dem Tag noch vorhatte. Sie schien eine völlig andere Beziehung zur Zeit zu haben, als er. Eine interessante Erfahrung für ihn, fand er.

Ryan zog eine Karte aus seinem Rucksack und orientierte sich. Dann betätigte er einen Drücker an seiner Schweizer Offiziersuhr und das obere Teil ließ sich nun seitlich wegklappen. Darunter befand sich ein kleiner, präziser Kompass. Während der ganzen Zeit seiner Wanderung war er NNO gelaufen, also ungefähr Marschrichtung dreißig Grad. Nun verlief die Küstenlinie vor ihnen fast direkt nach Norden. Er musste also die Gegend erreicht haben, in der sich später die Stadt Cancún befinden würde. Ihr Weg verlief entlang des linken Ufers der Lagune, denn der schmale Streifen Land, der sich rechts kilometerlang dahinzog und auf dem die Brandung der See stand, hatte weiter im Norden keine Verbindung zum Festland mehr. Dort durften sie nicht gehen, denn dann würde Ryan noch mehr Zeit verlieren.

Noch rund fünfzig Kilometer war es von hier aus bis zur nördlichsten Spitze Yucatáns. Dort bog die Küste nach Westen ab und dort war Ryan endlich auf der richtigen Seite der Halbinsel. Er legte seinen Rucksack neben Ix Chel ab und zog sein Kampfmesser aus der Scheide. Vor ihm stand ein großer, solitärer Baum, in dessen Rinde er das Morsezeichen für „R“ und zwei Pfeile, den unteren nach Norden und den oberen nach Westen weisend, schnitzte. In den letzten Tagen hatte er rund dreißig Markierungen angebracht, die aber alle nach Norden wiesen. Nun würde er sich bald nach Westen wenden und hoffte, dass seine Freunde dann eines seiner Zeichen finden würden.

„Chei-en!“, rief Ix Chel plötzlich. Sie ließ die angefangene Kette, die sie in der Hand hielt, fallen, deutete auf die Lagune hinaus und winkte. „Komm.“ Das war das erste englische Wort gewesen, dass sie gelernt hatte.

Ryan lief zurück und zog das kleine Fernglas aus dem Rucksack. Auf der Lagune waren mehrere Kanus aufgetaucht. Drei kleinere, die jeweils mit zwei Mann besetzt waren und zwei große, in denen jeweils zehn Männer paddelten. Die Männer in den kleinen Kanus

schiene Fischer zu sein, während die in den großen Kanus Krieger waren, denn Ryan konnte deutlich ihre Gesichtsbemalungen erkennen. Die Männer in den kleinen Kanus paddelten wie wild dem Ufer entgegen, während die Krieger in den großen Kanus Jagd auf sie zu machen schienen.

Ix Chel zog ihn am Arm. „Komm“, wiederholte sie. Ihre Stimme klang besorgt. Sie zeigte auf die Felsformationen direkt vor ihnen. „Komm!“ Sie lernte schnell englische Wörter und verstand bereits mehr als fünfzig von ihnen. Ryan erstaunte es immer wieder, dass sie sich ein neues Wort schon nach ein paar Wiederholungen dauerhaft merken konnte.

Beide rannten los, versteckten sich hinter den großen, fast mannshohen Steinen. Ryan blickte wieder durch sein Fernglas. Zwei kleine Kanus waren eingeholt worden und die vier Männer wurden von den Kriegern gerade in das große gezogen. Das dritte kleine Kanu war nicht mehr weit vom Ufer entfernt, doch die Krieger im zweiten großen Kanu holten schnell auf. An dessen Bug stand der Anführer. Er trug einen prächtigen Kopfschmuck aus langen, glänzenden Federn, schwang seine Kriegskeule, brüllte etwas und schien seine Paddler zu größerer Anstrengung anzutreiben.

Jetzt erreichten die beiden Männer den Strand, sprangen aus ihrem Kanu und eilten genau auf die Felsen zu, hinter denen Ryan und Ix Chel lagen.

„Schlecht Mann“, sagte sie und deutete auf die Krieger, die nun auch den Strand erreichten. Der Anführer und zwei weitere Krieger nahmen umgehend die Verfolgung der Flüchtenden auf und kamen schnell näher.

Als die Männer, ein Älterer und ein Jüngerer, vor den Felsen auftauchten, winkte Ix Chel und rief ihnen etwas zu. Verblüfft blieben sie stehen. Dann erblickten sie Ryan und warfen sich sofort zu Boden, drückten ihre Gesichter auf die aufeinandergelegten Arme. Ryan schien in ihren Augen fürchterlicher und gefährlicher zu sein, als die drei Krieger, die sie verfolgten.

Ryan drückte Ix Chel das Fernglas in die Hand und zog seine Pistole aus dem Holster. Er sprang auf und brüllte, so laut er konnte, die Verfolger an: „Ich bin der Paqatl, Ihr Arschlöcher!“ Dann schoss er dem Anführer in die Brust.

Der ruderte verblüfft mit den Armen, drehte sich einmal um seine Achse, schaute ungläubig auf das Blut, das aus dem Loch unterhalb seiner linken Brustwarze quoll und brach tot zusammen. Die beiden anderen standen wie erstarrt, ließen ihre Keulen fallen und hoben ihre Arme, die Handfläche nach vorne gedreht, so als wollten sie das Böse abwehren. Das Entsetzen stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Sie stolperten ein paar Schritte rückwärts, dann drehten sie sich um und rannten wie von Teufeln gehetzt zurück zu ihrem Kanu. Sie schoben es ins Wasser und dann paddelten die Insassen mit aller Kraft und folgten dem anderen großen Kanu, das die erbeuteten kleineren hinter sich herschleppte.

Die beiden Männer lagen noch immer unbeweglich auf dem Boden. Ix Chel starrte auf die Pistole, dann auf den Toten. Langsam ging zu ihm hin, hob eine der Kriegskeulen auf, mit der sie ihn anstieß. Sie beugte sich nieder und betrachtete das Loch in dessen Brust. Ihr Blick wanderte zu Ryan, der ihr interessiert zuschaute. Sie deutete auf die Pistole und auf den Toten. Ryan nickte.

Was sie nun tat, verblüffte Ryan doch sehr. Sie hob die Keule und schmetterte sie mit aller Kraft auf den Kopf des Toten. So fest war der Schlag, dass der Sand rings um den Kopf mit Blutspritzern und Gehirnmasse bedeckt war.

Sie spuckte aus und sagte verächtlich: „Schlecht Mann.“ Sie hob auch die zweite Keule auf und legte beide vor den Liegenden ab. Einer wagte es, sie mit einem Auge anzuschauen. Es war der Jüngere.

Dann ging Ix Chel zu Ryan, zeigte auf die Waffe. Er hielt sie ihr hin. Sie nickte, berührte das Metall und meinte „Gut Mann.“

Ryan war durchaus schockiert, als diese harte, wilde Seite des Mädchen zum Vorschein kam. Das hätte er ihr nicht zugetraut.

„Es ist eine andere, archaische Zeit und eine vollkommen unterschiedliche Kultur“, dachte er sich. „Wahrscheinlich muss sie so sein, um hier überleben zu können.“

Er hob die leere Hülse auf und beschloss, dem Mädchen bei passender Gelegenheit die Funktion der Pistole zu erklären und ihr auch das Schießen beizubringen. Er deutet auf die Männer. „Gut Mann?“, fragte er sie.

Ix Chel verstand ihn und nickte. Sie zog beide hoch und reichte ihnen die Keulen. Dann sagte sie etwas in ihrer Sprache und deutete auf Ryan. Das Wort „Paqatl“ fiel und der Ältere fragte ängstlich etwas. Nach einem kurzen Wortwechsel schaute er Ryan voller Furcht an, machte aber dann das Zeichen für Paddeln.

„Komm, Chei-en“, forderte ihn das Mädchen auf.

Ryan verstand. Sie sollten mit zum Kanu kommen und dann würden sie irgendwo hin paddeln.

„OK“, sagte er.

„OK“, antwortete sie. Sie schien sehr stolz auf den Mann zu sein, der mit Blitz und Donner seine Feinde besiegen konnte.

Ryan steckte das Fernglas ein und legte den Rucksack an. Dann folgten er und das Mädchen den beiden zu ihrem Kanu.

Es lagen einige Fische, eine riesige Languste und zwei lange Speere darin. Wie er vermutet hatte, waren beide Fischer.

Der Jüngere zeigte auf die Mitte des Kanus. Ryan und das Mädchen stiegen als Erste ein und schoben erst einmal die Fische beiseite, bevor sie sich auf den Boden setzten. Der war glitschig, voller Fischschuppen und nicht identifizierbarer Reste von Innereien toter Meerestiere. Der Jüngere kniete vorne und der Ältere nahm hinten Platz, nachdem er das Kanu ins Wasser geschoben hatte. Ryan vermutete, dass es nicht für mehr als zwei oder drei Leute vorgesehen war, denn es lag bedrohlich tief im Wasser, das bis eine Handbreit unter dessen Rand reichte. Er bemühte sich, keine Bewegung zu machen, während die beiden Fischer geschickt paddelten und das Schwanken des Kanus mit ihren Körpern ausglich. So ging es eine Weile dahin, während Ryan langsam die Beine einschliefen. Er nutzte die Zeit sich die Paddler anzuschauen. Die Männer waren kaum größer als Ix Chel. Sie besaßen eine schlanke, drahtig Figur und schienen ausdauernde Paddler zu sein. Der Ältere und der Jüngere sahen

sich ähnlich. Ryan vermutete, dass sie Vater und Sohn waren. In ihren runden Gesichtern prangten große Hakennasen, über die sie mit weißer Farbe quer drei Striche gemalt hatten. Ihr Haare waren blauschwarz, nackenlang und von Bartwuchs war nichts zu erkennen. Auffallend waren ihre Augen: ein ganz dunkles Braun, ein sanfter, schüchterner Blick.

Ix Chel schien die unbequeme Hockstellung nichts auszumachen. Ganz im Gegenteil, sie schaute umher, stieß Ryan an, zeigte auf die Pelikane, die über ihnen flogen, auf die Möwen und anderen Seevögel und nannte jeweils die Namen der Tiere in ihrer Sprache. Ryan konnte die ganzen „sch“ und „tsch“ nicht unterscheiden und gab schnell die Versuche auf, sich die Wörter merken zu können. Plötzlich rief der Jüngere etwas und das Boot beschrieb einen Halbkreis. Der Ältere erhob sich, nahm einen der Speere und schleuderte ihn ins Wasser. Er klatschte erfreut in die Hände. Anscheinend hatte er die Beute getroffen.

Ix Chel legte ihre Hände übereinander und wackelte mit den Daumen, was Ryan im ersten Augenblick nicht verstand. Dann zog der Ältere eine armlange, heftig zappelnde Schildkröte ins Kanu und legte sie auf den Rücken, genau zwischen Ryan Beine. Der betrachtete stirnrunzelnd die scharfen Kiefer, die hörbar auf und zu klappten und die krallenbewehrten Beine, die in der Luft ruderten und an seiner Hose kratzten..

„Wenn mich der Schnabel erwischt, dann ist es aus mit der Familienplanung“, überlegte er und versuchte, das Tier von sich fortzuschieben.

Ix Chel drehte sich um und zeigte auf das Messer an Ryans Gürtel. Er zog es heraus und reichte es ihr. Sie nahm es, ein schneller Stich in den Hals unter dem Panzer und das Tier war tot. Und Ryans Hosenbeine voller Schildkrötenblut.

Ryan schaute auf die Uhr. Jetzt waren sie schon mehr als eine Stunde auf dem Wasser und näherten sich einer großen Insel, die mit Büschen, kleineren Bäumen und einigen großen Palmen bewachsen war.

Ix Chel deutete plötzlich auf das Ufer, sagte etwas. Zuerst konnte Ryan nichts entdecken, dann plötzlich bewegte sich ein großer Baumstamm und mit einem mächtigen Satz sprang ein Krokodil ins Wasser. Ein Schlag mit dem Schwanz und das Reptil war verschwunden. Mit Krokodilen hatte Ryan hier im Salzwasser überhaupt nicht gerechnet. Ab sofort würde er sich sehr überlegen, hier baden zu gehen.

„Krokodil“, sagte er. „Kro-ko-dil.“

„Koko-dill“, wieder holte das Mädchen. „Koko-dill.“ Dann übte sie das Wort ein drittes Mal. Sie schien stolz darauf zu sein, wieder ein neues Wort in der Sprache ihres Freundes gelernt zu haben.

Das Kanu lief mit einem leichten Knirschen auf dem Strand auf. Die beiden Männer stiegen aus.

„Komm, Chei-en“, sagte sie und hüpfte in das knöcheltiefe Wasser.

Ryan kam stöhnend hoch. Beide Beine waren eingeschlafen und kribbelten so, als würden eine Million Ameisen darin umherlaufen. Krumm wie ein alter Mann stieg er aus und stand mit den Schuhen im Salzwasser, was er eigentlich hatte vermeiden wollen.

„Scheiße!“, fluchte er.

„Schei-se“, kam das Echo von Ix Chel. Sie strahlte ihn an und zeigte auf den Sand. „Schei-se?“.

Er sagte nichts und beschloss, ihr dieses Wort demnächst zu erklären.

In dem winzigen Fischerdorf schienen nur wenige Leute zu leben. Ryan zählte zwölf Frauen und Mädchen, ein paar kleinere Kinder, die sofort davonzogen und im Gebüsch verschwanden, als sie den Fremden erblickten. Der Alte und der Jüngere schienen die einzigen Männer des Dorfs zu sein.

Die Frauen und Mädchen saßen vor den wenigen Hütten aus Palmwedeln und starrten Ryan und Ix Chel an. Ihre Mienen wirkten wie versteinert, einige der Jüngeren weinten.

Jetzt verstand Ryan. Die vier Männer, die die Krieger gefangen genommen hatten, waren hier aus dem Dorf gewesen und die

Frauen trauerten um ihre Männer und Väter. Sie schienen genau zu wissen, was mit ihnen passiert war.

Der Ältere blieb stehen, während der Jüngere Ix Chel zu den Frauen führte. Er sagte ihr etwas und sie hockte sich zu den anderen. Der Jüngere kam zurück und setzte sich neben den Älteren auf den Boden.

Der begann zu sprechen, schien die Geschichte ihrer Rettung zu erzählen. Er deutete auf Ryan, der mehrfach das Wort „Paqatl“ heraushören konnte.

Die Frauen schlugen die Hände vor das Gesicht und wagten nicht mehr, Ryan anzuschauen.

Als der Mann mit seinem Bericht fertig war, erhob sich Ix Chel und sprach zu den Frauen. Sie deutete auf Ryan, nannte seinen Namen „Chei-en“ und einmal erwähnte sie auch „Paqatl“. Als sie fertig war, lief sie zu Ryan, stellte sich neben ihn, nahm seine Hand und wartete.

Das erstaunte die Frauen sehr. Sie erhoben sich ebenfalls, kamen langsam, vorsichtig näher. Sie wollten den großen Fremden aus der Nähe sehen. Einige berührten seine Kleidung, seine Hände und sein Gesicht. Einen so hellhäutigen Menschen hatten sie noch nie gesehen.

Plötzlich schnatterten sie alle durcheinander und zogen Ix Chel fort von Ryan, hin zu dem Feuer, das neben der größten Hütte brannte.

Der Ältere machte Ryan durch Zeichen klar, das er ihm folgen sollte. Er führte ihn zu einer der Hütten und wies auf den Eingang. Ryan verstand. Dort sollte er in der Nacht schlafen. Er nickte und fragte „Isch Tschel?“. Der Mann deutet wieder auf die Hütte. Auch sie würde dort schlafen. Da fühlte sich Ryan sehr erleichtert.

Als es dunkel geworden war, aßen die Bewohner des Dorfs gemeinsam mit Ryan und Ix Chel die Fische, die Languste und die Schildkröte, die man in ihrer Schalen über dem Feuer gebraten hatte. Das Fleisch war köstlich und schmeckte richtig gut nach dem eintönigen Leguanfleisch. Dazu gab es Maisbrei, gebratene Süßkartoffeln, frisches, kühles Wasser, das die Leute in großen,

ausgehöhlten Kürbissen, die im Boden vergraben waren, aufbewahrten, und diese kleinen, gelben, säuerlich schmeckenden Früchte, die Ryan bereits kannte. Nach dem Essen ging jeder an einer anderen Stelle ins Wasser, um sich zu erleichtern und sich zu waschen. Später, nachdem Ryan und Ix Chel sich geliebt hatten, lagen sie im Dunkel der Hütte nebeneinander und hielten sich bei den Händen.

„Was mag sie jetzt denken?“, überlegte Ryan. „Ob sie auch so zufrieden ist, wie ich es bin?“ Er fühlte nach ihr, seine Hand glitt unter ihr Kleid und suchte ihre Brust. Sie seufzte, drehte sich zu ihm um, schlang ihren Arm um ihn und legte ein Bein auf seine Oberschenkel. Sekunden später hörte er sie ruhig und tief atmen. Ix Chel war eingeschlafen.

Und plötzlich wurde ihm klar, was passiert war: Er hatte sich in dieses Mädchen verliebt!

Als Ryan am nächsten Morgen aufwachte, lag Ix Chel nicht mehr neben ihm. Er setzte sich auf und bemerkte, dass er vergessen hatte, sich am Abend vorher das Moskitonetz über das Gesicht zu ziehen. Das hatten die stets gegenwärtigen Quälgeister sofort bemerkt. Er hatte einige Stiche am Hals abbekommen, die fürchterlich juckten. Sich an den Stellen kratzend verließ er die Hütte. Eine der Frauen aus dem Dorf sah die roten Quaddeln. Sie sagte etwas zu ihm, zeigte auf einen dicken Stein, machte ihm klar, er solle sich dort hinsetzen. Dann verschwand sie im Gebüsch. Nach ein paar Minuten erschien sie mit einigen dickfleischigen Blättern. Die presste sie aus und träufelte den Saft direkt auf die geröteten Stellen. Nach kurzer Zeit verschwand der quälende Juckreiz.

Ix Chel kam von ihrer Morgentoilette aus dem Meer zurück. Sie legte ihre Hand auf seine Brust und schob ihn lächelnd Richtung Wasser. Er kannte das. Sie wollte, dass er sich auch wäscht. Als er bis zur Brust im warmen Meer stand und sein Geschäft erledigte, beobachtete er, wie Ix Chel mit den Bewohnern des Dorfs diskutierte. Plötzlich riefen alle aufgeregt durcheinander und deuteten in seine Richtung. Ryan drehte sich um und sah zwei Kanus, die

durch ein Seil miteinander verbunden waren, und die von dem leichten Morgenwind auf den Strand zugetrieben wurden. Es schienen die zu sein, aus denen die fremden Krieger die Männer des Dorfs entführt hatten.

Er kraulte zu den Kanus hinüber und schob sie vor sich her. Nach wenigen Minuten hatte er den Strand erreicht und zog sie aus dem Wasser. Die Frauen und Mädchen kicherten und hielten sich die Hände vor den Mund.

Ryan stand splitternackt vor ihnen, was Ix Chel ganz verlegen werden ließ.

Als Frühstück gab es fade schmeckenden Maisbrei und ein paar von den grünen, säuerlichen Früchten. Aber das Essen sättigte. Dann erschien Ix Chel und brachte ein paar dunkle, nussartige Früchte, die sie zwischen Steinen zerdrückte. Den dabei auslaufenden milchigen Saft fing sie in einem großen Blatt auf. Sie gab Ryan das Blatt und zeigte ihm an, den Saft zu trinken. Vorsichtig probierte er. Der Saft war süß und erfrischend. Er schmeckte richtig gut.

Während er den Maisbrei runterwürgte, beluden die beiden Männer eines der Kanus mit einigen Sachen.

„Komm, Chei-en“, sagte Ix Chel und zog Ryan hoch. Sie zeigte auf das Kanu und machte die Bewegung des Paddelns. Jetzt verstand Ryan. Die Bewohner des Dorfs schenkten ihnen ein Kanu und einige Vorräte, als Dank dafür, dass er die Männer gerettet hatte.

Sie schüttelten den beiden Männern die Hände und winkten den Frauen zu, die ihnen stumm nachsahen. Dann nahm Ix Chel vorne im Bug des Kanus Platz. Ryan schob es ins Wasser und sprang hinein. Nach ein paar Paddelschlägen drehte sich Ryan noch einmal um. Am Strand war niemand mehr zu sehen.

Langsam gewöhnte sich Ryan an den Rhythmus des Paddelns, während sie langsam nach Norden fuhren. Er lauschte dem Gluckern des Wassers und dem Platschen des Paddels, wenn er es in das klare, warme Wasser eintauchte.

Ix Chel saß vorne und gab die Schlagzahl an. Sie zog gleichmäßig und kräftig durch, wechselte das Paddel nach fünf oder sechs Schlägen auf die andere Seite und schien nicht zu ermüden, während Ryan bereits am Mittag die Arme und die Schultern schmerzten. Als die Sonne in ihrem Zenit stand, liefen sie eine kleine Insel an, die mit Gebüsch bedeckt war, in die sie das Kanu zogen und es so vor fremden Blicken schützten. Im Boot lagen zwei große Kürbisgefäße, gefüllt mit Trinkwasser, zwanzig Maiskolben, ein kleines Rindensäckchen mit den säuerlichen Früchten und ein Fischepeer mit einer scharfen Steinspitze. Außerdem zwei Steine, ein flacher und ein runder.

Ryan deutete erst auf die Maiskolben, dann auf die Steine und fragte: „Mais?“

Ix Chel nickte. Sie kannte das Wort „Mais“ bereits. „OK, Mais“, bestätigte sie.

Das Mädchen zog ein paar Büsche zusammen und verknotete deren Spitzen mit dünnen, elastischen Zweigen. Ryan zog die Zeltplane darüber und band sie fest. Das ergab einen guten Sonnenschutz.

Beide legten sich in den Schatten und verschliefen die heißeste Zeit des Tages.

Als sie aufwachten, war es bereits vier Uhr am Nachmittag. Sie tranken jeder aus einem Kürbis, packten die Sachen ins Kanu und zogen es aus dem Gebüsch. Plötzlich schnappte sich Ix Chel den Speer, sprang ins flache Wasser und warf ihn nach irgendetwas.

„Komm, Chei-en“, rief sie. Der Fisch, den sie getroffen hatte, schien ziemlich groß zu sein, denn er wehrte sich heftig und zog Ix Chel, die mit aller Kraft den Speer festhielt, mit sich. Ryan konnte nichts erkennen, weil das Tier den Sand stark aufwirbelte. Er machte einen Satz, packte ebenfalls den Speer und beide hatten immer noch Mühe, die Beute gemeinsam ans Ufer zu ziehen. Zu Ryans großem Erstaunen war es ein kleines Krokodil, gut einen Meter lang.

„Koko-dill“, strahlte Ix Chel. „Gut, es-sen. OK, Mes-ser.“

Ryan reichte ihr das Messer und sie tötete das Reptil mit einem Stich von oben zwischen die Augen.

Das hatte sie bestimmt nicht zum ersten Mal gemacht, denn das Tier war sofort tot. Anschließend drehte sie es auf den Rücken, schlitze den Bauch auf und zog die gesamten Gedärme heraus, die sie ins Wasser warf. Schnell balgten sich dort Fische und Möwen um die blutigen Innereien. Zum Schluss wusch Ix Chel das Krokodil im Wasser und säuberte sich auch selbst.

Sie lachte und hielt das Messer in die Höhe. „Mes-ser gut. Koko-dill gut.“

Plötzlich fiel Ryan sein kleines Messer ein, das er ganz unten in seinen Rucksack gesteckt hatte. „Einen Moment, Ix Chel“, sagte er. „Ich habe das etwas für dich.“

Sie schaute ihn verwundert an. Natürlich hatte sie ihn nicht verstanden.

Er holte seinen Rucksack aus dem Kanu und kramte nach dem Messer, das ganz unten lag. „Das ist für dich, du Krokodiljägerin.“

Ryan knotete ihren Gürtel auf und zog ihn durch die Scheide. „Bitte, junge Frau.“ Mit diesen Worten überreichte er ihr mit einer eleganten Verbeugung das Geschenk.

Vorsichtig zog Ix Chel das Messer aus der Scheide und betrachtete es. Sie prüfte die Klinge mit dem linken Daumen und schnitt sich prompt in den Finger.

„OK, Mes-ser“, war ihr Kommentar. „Chei-en gut Mann.“

Am Abend umschifften sie eine lang gezogene, mit Bäumen bestandene Insel. Weil sie Wasser benötigten, paddelten sie weiter bis zum nahegelegenen Festland, dass sie nach weniger als einer halben Stunde erreichten. Aus dem Wald stiegen Fledermäuse auf, die Ix Chel sofort entdeckte.

„OK. Wasser“, sagte sie und zeigte auf die Tiere.

Das Wasser war in Ufernähe seicht und sie zogen ihr Kanu auf den Strand hinauf bis zu einem Schilfdickicht. dort versteckten sie es. Sie tarnten es zusätzlich mit getrockneten Palmwedeln und trugen die Ausrüstung hinauf bis zu einer Baumgruppe ganz in der Näher der Cenote. Dort schlugen sie ihr Lager auf und brieten das helle, magere Krokodilfleisch an kleinen Spießchen. Es schmeckte tatsächlich gut – ähnlich wie Hähnchenfleisch.

Ix Chel schabte das Fett von der Innenseite der Krokodilhaut, rieb sie mehrfach mit Sand ab und dann mit Asche aus der Feuerstelle ein. Anschließend spannte sie die Haut in einen kleinen Holzrahmen, den sie sich aus Zweigen zusammenbog.

„Koko-dil gut“, erklärte sie.

Als sie fertig war, zog sie sich ihr Kleid über den Kopf und ging ins Meer für die Abendtoilette. Anschließend legte sie neben Ryan, der es sich bereits auf dem Nachtlager unter der Plane bequem gemacht hatte. Ihr Dank für das Messer war leidenschaftlich und überforderte den armen Ryan fast. Lange vor Mitternacht fiel er erschöpft in einen tiefen Schlaf.

Ix Chel lag neben ihm, starrte lange zu den Sternen empor und lauschte dem Rauschen der Wellen. Sie lächelte und hatte beide Hände auf ihren Bauch gelegt. Leise betete sie zu den Göttern: „Ich hoffe, es wird ein Sohn werden. Ein Sohn, der genau so stark ist, wie mein Chei-en.“

Dies ist ein Textauszug aus dem Buch

Das Gold der Maya

von

Rolf Peter Sloet

ISBN: 978-3-934983-46-5

ca. 450 Seiten, Taschenbuch

voraussichtlich 14,90 Euro

Das Buch erscheint im KernVerlag, Regensburg.

Das Buch erscheint voraussichtlich Anfang 2014.

Sie können das Buch dann über jede Buchhandlung beziehen, oder über das Internet direkt beim Verlag bestellen. Die Adresse lautet: www.kernverlag.de

Ich danke herzlich für Ihr Interesse und wünsche Ihnen viele spannende Lesestunden!

Peter Kern

Alle Texte unterliegen dem Copyright des KernVerlag.